
Ueber Naturgenuß.

Vierter Nachtrag.

Von dem Wohlgefallen an menschlicher Schönheit.

Unter allen Formen und Gestalten, die wir in der Natur antreffen, giebt es uns streitig keine edlere und schönere, keine, die so hohen ästhetischen Genuß gewährt, als die menschliche. Es ist möglich, daß es ferne von unserm sublunarischem Planeten, in andern Provinzen von Gottes unermesslichem Weltalle noch schönere, edlere Formen und Gestalten giebt; allein diese liegen ausser dem Kreise unserer Erfahrung, und können erst alsdann ein Gegenstand unserer Erkenntnis werden, wann uns einst vielleicht in einer glänzendern Periode unseres Daseyns das Anschauen derselben gewährt wird. Auch

in Hinsicht auf seine äussere Gestalt kündigt sich der Mensch als Bild Gottes auf Erden, als das gottähnlichste Geschöpf an, dem die ganze übrige Natur zu huldigen verbunden ist. Wenn daher der griechische Künstler, Götter zu bilden, sich unterwand: so konnte er, wenn er ihnen auch übrigens einen noch so erhabenen Charakter gab, doch keine edlere schönere Gestalt beilegen, als die menschliche, und dem späteren Künstler blieb sogar zur Darstellung des Gottes der Götter keine andere Gestalt übrig.

Freilich hätte sich der Künstler eine Darstellung des höchsten Wesens aus diesem Grunde niemals erlauben sollen. Aber wenn er die seligen Geister des Himmels in dieser edelsten unter allen uns bekannten Gestalten erscheinen läßt: so verdient er darüber um desto weniger Vorwürfe, da der Sohn Gottes, das ausdrucksvollste Ebenbild des großen Unsichtbaren, selbst in Menschengestalt unter den Menschen gewandelt hat, und eben dadurch der erhabenste Gegenstand der bildenden Kunst geworden ist.

Wenn wir die Schönheit der Menschengestalt in der Vergleichung derselben mit andern Formen und Gestalten in der Natur

erheben : so betrachten wir diese Menschengestalt überhaupt und im Allgemeinen , ohne auf die verschiedenen Menschenracen , unter welche die Naturforscher alle Bewohner der fünf Welttheile geordnet haben , und ohne auf so viele andere Verschiedenheiten unter den Menschen Rücksicht zu nehmen. Der Negger , der Mexikaner der Sineser , der Bewohner der Freundschaftsinseln , ist eben sowohl Mensch , und hat eben sowohl Menschengestalt als der Europäer , und diese Menschengestalt übertrifft in ihrem unverkrüppelten Zustande alle andere uns bekannte Gestalten an Schönheit. Insofern ist menschliche Schönheit also nicht das ausschließende Eigenthum einer gewissen Menschenrace , eines gewissen Völkerstammes ; sondern das Eigenthum der ganzen Menschheit. Dieses darf uns aber keinesweges hindern , die Menschen auch unter einander und miteinander zu vergleichen , in dieser Vergleichung den einen schön , den andern minder schön , den dritten wohl gar häßlich zu nennen , und sie noch einem möglichst vollkommenen Ideal und Regelbilde in Absicht auf Schönheit zu beurtheilen. Philanth ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von Tulpen. Die Tulpe — spricht er bei jeder

Gelegenheit — ist eine wunderschöne, vortrefliche Blume. Ob er Recht habe, sie allen übrigen Kindern Florens vorzuziehen, darüber wollen wir nicht mit ihm streiten. Genug, wir müssen es ihm einräumen, daß die Tulpe in der That eine schöne vortrefliche Blume sey. Mehrere Beete seines Blumengartens sind mit dieser seiner Lieblingsblume besetzt, und siehe! sie belohnt jetzt den Fleiß, den er an ihre Wartung verwandt hat. Ihre schönen Kelche haben sich eröffnet, und sein Auge weidet sich mit Wollust an dem Anblicke ihrer Pracht und ihrer mannichfaltigen Farben. Aber warum gräbt er so viele derselben aus seinen Beeten heraus, und giebt sie dem Untergange Preis? — Sie entsprechen seinen Anforderungen in Absicht auf Schönheit nicht; sie sind zu tief unter dem Ideal, welches er sich von einer schönen Tulpe gebildet hat; sie tragen die von Kennern festgesetzte Merkmale der Schönheit nicht an sich. Sie sind — sagt er — nicht schön, und geben auch keine Hoffnung, im künftigen Frühlinge schöner zu blühen.

Unsre Ideale von menschlicher Schönheit sind allemal aus der Natur geschöpft.

Daß die Natur nie eine vollkommen schöne Menschengestalt hervorgebracht habe, und nie eine solche hervorbringen könne, läßt sich wohl schwerlich beweisen. Denn, so selten sie auch seyn mögen, so giebt es doch Menschen, denen wir es nicht absprechen können, daß sie schön, sehr schön sind, und wir lesen Beschreibungen von schönen Menschen, die fast nichts weiter zu wünschen übrig lassen. Wer vermag es zu behaupten, daß die Natur nie ein paar Schritte mehr thun, und das Ziel der Vollkommenheit erreichen konnte. Inzwischen ist es freilich gewiß, daß die Natur nicht manches Meisterwerk dieser Art geliefert hat, und niemals liefern wird, und daß selbst die minder vollkommenen Schönheiten nie sehr häufig waren und es auch nie seyn werden. Nie wird die Gelegenheit zum ästhetischen Genuß menschlicher Schönheit so häufig, als die Gelegenheit zu so vielen andern ästhetischen Genüssen seyn, worin uns die Natur schwelgen läßt. Die Natur hat bei der Bildung menschlicher Körper mehrere Zwecke, denen die Schönheit bald mehr bald weniger aufgeopfert werden muß. Sie hat überdies mit mannichfaltigen Hindernissen zu kämpfen, die theils in dem Zusammenhange

der Dinge überhaupt, theils in der menschlichen Freiheit gegründet sind, und wodurch es ihr in den meisten Fällen unmöglich gemacht wird, vollkommene Menschenkörper hervorzubringen. An den Bildhauer und Maler machen wir daher mit Recht weit höhere Forderungen als an die Natur. Er wird weder durch Mehrheit der Zwecke — dann sein höchster Zweck bleibt doch immer die Schönheit — noch durch so zahllose unüberwindliche Hindernisse, in seinen Schöpfungen beschränkt. Es ist daher natürlich, daß die Kunst mindersparsam in der Hervorbringung schöner Menschengestalten seyn muß, als die Natur. Einen sehr schönen Menschen pflegen wir eben deswegen bildschön zu nennen. Er ist so schön, wollen wir sagen, als ob seine Gestalt nicht das Werk der Natur, sondern ein Meisterwerk bildender Kunst wäre.

Wider selten erblicken wir, wenn wir gelübten Schönheitsinn haben, in der Natur die menschliche Schönheit theilweise. Und an einer Menschenfigur, die genug zu wünschen übrig läßt, gewährt uns doch oft der Anblick eines schönen Gesichtes, eines schlanken Wuchses, oder einer wohlgebildeten Hand

und eines wohlgebildeten Fußes nicht geringes Vergnügen. Polyklet nahm daher zu seiner Statue, die nachmals den griechischen Künstlern zur Regel diente, sein Vorbild nicht von einem einzelnen, sondern von mehreren menschlichen Körpern, und aus den daran wahrgenommenen vollkommenen Theilen, die er mit Einsicht und mit Geschmac zu einem schönen harmonischen Ganzen zu vereinigen wußte, bildete er eine Menschengestalt, die alle Menschengestalten, welche er in der Natur antraf, in Hinsicht auf Schönheit weit hinter sich ließ. Polyklet wählte den einzigen möglichen Weg, um sich über die Natur zu erheben, den Weg der Nachahmung mit weiser Wahl.

Auf jedem andern Wege würde er nie ein so vortrefliches Kunstwerk hervorgebracht haben, und seine Statue würde nie Regel und Muster für die späteren griechischen Künstler geworden seyn. Diese, von der Natur selbst mit Genie und Kunstalent reichlich begabt, nutzten Polyklets Regel, aber gewiß nicht als slavische, sondern als freie Nachahmer, die ihren besondern Zweck nie aus den Augen verlohren, und die Natur selbst sorgfältig zu Rathe zogen. Und

so entstand eine Menge von Kunstwerken, deren Ueberbleibsel uns immer noch am sichersten lehren können, was menschliche Schönheit sey.

So sind die Natur und die Antike die einzigen Mittel, wodurch wir zu richtigen Vorstellungen und zu einem würdigen Ideal von menschlicher Schönheit gelangen können.

Aber wie verschieden sind nicht die Urtheile der Menschen über menschliche Schönheit? Was dem einen wohl schmeckt, ist dem andern zuwider. Scheint es mit dem Geschmacke in der höhern Bedeutung des Wortes nicht eben so zu gehen? Jede Nation hält diejenige Menschengestalt für die schönste, die in ihrem Schooße als die schönste erscheint. Der Morgenländer hat daher ganz andere Vorstellungen von menschlicher Schönheit als der Abendländer. Nichts kann widersprechender seyn, als die Urtheile, die unter verschiedenen Völkern über die Schönheit gefällt werden. Selbst unter einem und demselben Himmelsstriche fallen diese Geschmacksurtheile sehr verschieden aus.

Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur auf die Gespräche Acht haben, die darüber geführt werden. Eine und dies

selbige Person wird von dem einen für eine hohe Schönheit, von dem andern für eine sehr mittelmäßige, und von dem dritten für gar keine Schönheit gehalten. Es gab vielleicht nie eine erträgliche Menschengestalt, die nicht irgend ein Verliebter schön gepriesen hätte. Mancher Ehrenmann ist in der Ueberzeugung selig, daß er die schönste Frau in der Stadt, wohl gar im Lande habe, wenn gleich niemand weiter von dieser außerordentlichen Schönheit spricht. Und wie oft lächelt eine Mutter auf ihre Wechselbälge mit Wohlgefallen herab, und danket dem Himmel, daß er ihr so schöne Kinder gegeben habe? Ist bei dieser Verschiedenheit der Meinungen auch an eine Allgemeingültigkeit der Geschmacksurtheile über menschliche Schönheit zu gedenken? —

Tiefsinnige philosophische Untersuchungen über die ästhetische Beurtheilungskraft wären hier wohl schwerlich am rechten Orte. Ich bemerke daher zur Widerlegung jenes Einwurfs nur folgendes. Alle Verschiedenheit der menschlichen Meinungen hat es bisher nicht vermocht, uns um unsern Glauben an Wahrheit zu bringen: warum sollte uns dieselbe in unserem Glauben an Schönheit wankend

machen? Irrthümer entspringen dort und hier aus den nämlichen Quellen, und nur wenigen Auserwählten ist es vergönnt, diese Irrthümer glücklich zu vermeiden, und sich einer richtigen Erkenntniß der Schönheit, wie der Wahrheit zu freuen.

Unsere Ideale von menschlicher Schönheit sind aus der Natur geschöpft. Je weniger der Mensch also Gelegenheit hat, die höhere Schönheit in der Natur selbst, oder in der nachgeahmten Natur zu erblicken; desto weniger darf es uns befremden, wenn er, in Ermanglung eines brauchbaren Regelbildes, falsche Urtheile über die Schönheit fällt. Wir nehmen ohne hinreichende Prüfung so manche falsche Meinung an, und es fällt uns in der Folge schwer, eine solche tiefeingewurzelte Meinung wieder fahren zu lassen. Warum sollten solche Vorurtheile nicht auch unsere Vorstellungen von menschlicher Schönheit verfälschen? So weiß ich mich sehr gut zu besinnen, daß mir in meiner frühern Jugend ein kleiner Fuß so sehr als eine Schönheit empfohlen wurde, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Schönheit eines kleinen Fußes zu bewundern, wenn gleich alles Verhältniß der Grundfläche zu der Höhe des

Menschen dadurch verlohren ging. In der Beurtheilung menschlicher Schönheit spielen endlich auch unsere Neigungen eine sehr wichtige Rolle mit. Die uns verhasste Person erkennen wir nicht leicht für schön, und die entfernteste Aehnlichkeit mit derselben macht uns, vermittelt einer, uns oft selbst unbekanntem Ideenverbindung, nicht selten ungerrecht in der Beurtheilung der Schönheit anderer Personen. Im Gegentheil kann uns die Liebe so blenden, daß wir selbst das Fehlerhafte und Häßliche an einem Menschen schön finden. So liebte Cartesius ein schielendes Mädchen, und fand seitdem alles Schielende schön.

Je mehr der Mensch alle seine Anlagen und Seelenkräfte harmonisch entwickelt und ausgebildet hat; desto mehr sind wir auch berechtigt, ein richtiges Urtheil über Schönheit von ihm zu erwarten. Die Meinungen derer, die auf der untersten Stufe der Kultur stehen, oder nur eine sehr einseitige Bildung genossen haben, kommen hier also nicht in Betrachtung. Aber das Urtheil derer, die auf der höchsten Stufe des Geistes und des Geschmacks stehen, muß uns um desto wichtiger seyn. Diese sagen es uns aber

mit einer Stimme, daß die Griechen nicht allein die ersten Muster in den schönen Künsten, sondern auch die vorzüglichsten Kenner der menschlichen Schönheit waren, und daß menschliche Schönheit, insofern sie in Statuen, denen das Kolorit fehlt, erscheinen kann, nach den Marmorbildern der Alten beurtheilt werden muß. Sehr wohlthätig ist es daher in Ansehung des guten Geschmacks, daß man die Kunst erfunden hat, von diesen Marmorbildern Abgüsse in Gyps zu machen, die denselben vollkommen ähnlich sind, und so jene Meisterwerke der Kunst zu vervielfältigen. Billig sollte nicht allein jede Malerakademie, sondern auch jeder bedeutende Ort, eine ausgewählte Sammlung solcher Gypsbilder besitzen, und zur ästhetischen Erziehung und zur Beförderung des guten Geschmacks anwenden. Statt so vieler unbedeutenden Zierrathen, auf welche in den Häusern der Reichen oft beträchtliche Summen verwandt werden, sollten wir in denselben häufiger die Abgüsse der schönsten Antiken antreffen, um durch fleißige Betrachtung derselben über Formen und Verhältnisse richtiger urtheilen zu lernen. Wenn dann noch überdies die Zeichenkunst für eben so noth-

wendig zu einer guten Edukation gehalten, eben so allgemein gelehrt, und mit eben so vielem Fleiße erlernt würde, wie z. B. die Musik: so würde richtige Beurtheilung der menschlichen Schönheit bald minder selten seyn.

Um über Menschengestalten richtig und vollständig urtheilen zu können, müssen wir dieselben unverhüllt und nackt erblicken. Die Einwohner von Kroton sandten auf sein Verlangen dem Zeuxis ihre schönste weibliche Jugend, damit er durch Beschauung derselben in den Stand gesetzt würde, das Bild einer Helene, welches sie von ihm begehrt hatten, in möglichster Vollkommenheit und Schönheit zu mahlen. Die Schönen von Kroton trugen alle kein Bedenken, sich dem Künstler nackt zu zeigen. Aber nur fünf unter ihnen fand er zu seinem Zwecke brauchbar; die übrigen schickte er zurück. Wenn Zeuxis unter uns lebte: unsere Schönen würden, ohne eben die Schönen von Kroton an Sittsamkeit zu übertreffen, die Anmuthung, sich ihm nackt zu zeigen, mit Recht für unbescheiden und entehrend halten. Andere Zeiten und Länder; andere Sitten. Wenn der deutsche Mahler eines weiblichen Modells bedarf, muß er sich gewöhn-

lich mit Kreaturen aus der niedrigsten Klasse des andern Geschlechts begnügen, deren unterscheidender Charakter die Schamlosigkeit ist. Unsere Begriffe von Wohlstandigkeit verbieten es, daß sich der Mensch dem Menschen, und zwar vorzüglich dem Menschen vom andern Geschlechte nackend zeige. Auch bei den richtigsten Erkenntnissen von menschlicher Schönheit sind daher unsere Urtheile über die Schönheit solcher Menschen, die wir in der wirklichen Welt antreffen, sehr mangelhaft. Nur über die unbedeckten Theile können wir ein sicheres Urtheil fällen. Die Form der bedeckten können wir fast nur muthmaßen. Wäre die Kleidung jedesmal dem Kunstgeschmack angemessen, und ließe sie die Form derselben mehr oder weniger durchscheinen: so könnten unsere Muthmaßungen sich der Gewißheit mehr nähern. Aber auch das ist nicht. Der Modegeschmack übt seine Tyrannei, und übt sie nirgends unumschränkter, als unter dem schönen Geschlechte, aus. Viele Schönheiten menschlicher Gestalten werden dadurch unserm Auge entzogen; aber wir bleiben auch mit dem Anblicke manches Fehlerhaften verschont, dessen Wahrnehmung sehr oft uns

fer Vergnügen über Personen vermindern würde, deren unbekleidete vortreflichgebildete Theile, und deren schlanker Wuchs uns das Geständniß entlocken: sie sind schön.

Wenn von menschlicher Schönheit überhaupt die Rede ist: so denken wir uns den Menschen, ohne Hinsicht auf Geschlechtsverschiedenheit, in den Jahren der völligen Körperreife, ohne dadurch behaupten zu wollen, daß es nicht auch schöne Kinder und Greise gebe. Denn offenbar erscheint der menschliche Körper alsdann in der größten Vollkommenheit, wenn seine Jugendblüthe sich völlig entfaltet, wenn jeder Theil sich völlig ausgebildet, wenn jede seiner Kräfte sich möglichst entwickelt hat. In diesem Zeitpunkte ist er, was er seyn kann, und was er seyn soll. Früher hin erblicken wir ihn erst in der Annäherung zu dieser Vollkommenheit, und späterhin erblicken wir ihn in einer allmähligen traurigen Entfernung von derselben, auf dem Wege zu seiner Zerstörung. Die Schönheit, welche zwanzig, höchstens vier und zwanzig Sommer erlebt hat, strahlt in ihrem vollkommensten Glanze. Sie kann aber in Menschengestalten auf eine sehr mannichfaltige Art erscheinen. Es

wäre möglich, daß das ganze Menschengeschlecht mit höherer Schönheit prangte. Dennoch könnte sich ein Mensch eben sowohl von dem andern verschieden, und als Individuum zeigen, wie jetzt. Ein Mahler, der das Schöne richtig zu beurtheilen und meisterhaft darzustellen weiß, kann tausend verschiedene Menschenfiguren aus seinem Genie und aus seinem Pinsel hervorgehen lassen, deren jede das Lob der Schönheit verdient. Dabei ist es denn freilich nicht wohl anders gedenkbar, als daß die eine Schönheit der andern mehr oder weniger nachstehen müsse, wenn gleich der Kenner sich oft in einer weit größeren Verlegenheit befinden sollte, wie einst Paris, als er unter drei Göttinnen die schönste auswählen, und ihr als Schiedsrichter den goldenen Apfel, als den Preis der Schönheit zuerkennen sollte. Aber bei dem allen ist wahre Schönheit, wie die wahre Tugend, deren irdischer Abglanz sie zu seyn scheint, doch nur eine.

Nicht für die Eingeweihten in die Mysterien der Natur und der Kunst; sondern für die Liebhaber des Schönen und Guten, die über die Hauptfordernisse der menschlichen Schönheit noch wenig oder gar nicht

nachgedacht haben, mögen einige Bemerkungen darüber hier am rechten Orte stehen.

Das vornehmste Erforderniß zur menschlichen Schönheit ist unstreitig Schönheit der Gestalt. Insofern dieselbe ein aus verschiedenen Theilen bestehendes Ganze ausmacht gehört dazu nicht allein Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse; sondern auch Richtigkeit und Schönheit der Form des Ganzen überhaupt und der einzelnen Theile.

Die Verhältnisse eines menschlichen Körpers sind richtig, wenn die verschiedenen Theile, die zu dem Ganzen gehören, ihre angemessene Größe, sowohl in Ansehung ihrer Länge, als ihrer Breite und Dicke haben. Die Verhältnisse, wie wir sie in der Natur an den menschlichen Körpern, auch an unverkrüppelten, antreffen, sind oft so fühlbar unrichtig, daß es keiner großen Uebung der ästhetischen Beurtheilungskraft bedarf, um diese Unrichtigkeiten wahrzunehmen. Selten wird uns in der Natur ein Kopf vorkommen, der in Vergleichung mit dem übrigen Körper zu klein erscheint, desto häufiger erregt ein zu langer, ein zu breiter, ein zu plumper Kopf unser Mißfallen. Die Nase, die Augen, die Ohren sind häufig zu

groß; aber doch auch nicht selten verhältnißwidrig klein. Wir sehen Häße, denen man kaum ein Halstuch anlegen kann, und die den Kopf nicht gehörig über die Schultern erheben; hingegen sehen wir andere, die so lang sind, daß man ihnen bequem ein halbes Duzend Halstücher anlegen könnte, und durch welche der Kopf allzuweit vom Körper entfernt wird. Der eine hat eine so schmale Brust, daß wir uns fast nicht halten können, ihm die Lungensucht zu weisagen; bei dem andern hingegen ist die Brust allzubreit. Mancher weibliche Busen ist offenbar zu voll, hingegen ist mancher auch mit allzustiefmütterlicher Kargheit von der Natur ausgestattet. Weder am allzuhagern noch am allzugemästeten Menschen ist ein richtiges Verhältniß der Länge gegen die Breite und Dicke seines Körpers gedenkbar. Das Haupt und der Kumpf pflegen die eine, die Schenkel und Beine die andere Hälfte eines erwachsenen Menschen von richtigen Verhältnissen auszumachen. Ist jene größer als diese: so bekommt der Mensch dadurch ein fast komisches Ansehen, sobald er vom Stuhle aufsteht. Ist hingegen diese länger, als jene: so bekommt seine Gestalt dadurch etz

was Erhabenes, welches aber mit einem unbedeutenden Kopf sehr unangenehm kontrastirt. Plumpe Hände und Füße verunstalten manches sonst schöne Frauenzimmer. Wenn wir aber ohne Vorurtheil über menschliche Schönheit urtheilen: so werden wir gewiß auch nicht unbedingt jede kleine Hand, jeden kleinen Fuß loben. Denn Hände und Füße können im Verhältniß gegen den ganzen Körper auch allzuklein seyn. Zu allen diesen Bemerkungen über Richtigkeit und Unrichtigkeit der Verhältnisse bedarf es keiner vorzüglichen ästhetischen Bildung. Es giebt aber freilich auch Mängel, die minder auffallend und nur demjenigen bemerklich sind, der in vertrauter Bekanntschaft mit den Gesetzen der Verhältnisse lebt, und nur dieser nimmt die völlige Uebereinstimmung mit denselben mit innigem Vergnügen wahr.

Richtige Verhältnisse sind indessen noch keine schönen Verhältnisse. Menschen von vollkommen richtigen Verhältnissen dürften in der Natur vielleicht so selten nicht seyn; aber schöne Verhältnisse finden wir desto seltener. Man pflegt den Kopf oder die Gesichtslänge als Maßstab anzunehmen. Eine Figur von mehr als acht Köpfen, oder zehn

Gesichtslängen , und von weniger als sechs Köpfen , oder acht Gesichtslängen hat keine schönen Verhältnisse mehr. Jene ist zu schlank , und diese hat ein zusammengedrücktes , bäurisches Ansehen.

Es ist bekannt , daß die griechischen Künstler in Ansehung der Richtigkeit so , wohl , als in Ansehung der Schönheit , sich auf die Gesetze der Verhältnisse vollkommen verstanden. Es fehlt an Ausmessungen nach den noch vorhandenen Meisterwerken derselben zwar nicht. Es würde aber , wie ich glaube , sehr zweckwidrig seyn , meine Leser mit denselben zu unterhalten. Man kann alle diese Ausmessungen auswendig wissen , und doch unfähig seyn über Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse zu urtheilen. Die Erkenntniß dieser Ausmessungen hat allerdings ihren Werth , besonders für den Künstler. * Aber die Hauptsache ist doch die , daß wir unsere Augen an schönen Gestalten üben , und uns an einen richtigen Blick gewöhnen.

Die richtigsten und schönsten Verhältnisse machen indessen die menschliche Gestalt

* Hagedorn's Betrachtungen über die Malerei
XXXV. XXXVI.

noch nicht schön. Richtigkeit und Schönheit der Formen sind eben so wesentliche Erfordernisse. Ein Zeichner der sich auf die Verhältnisse vollkommen versteht, aber keine Begriffe von Form, und keinen geläuterten Geschmack in Ansehung derselben hat, wird nie eine schöne Menschenfigur zum Vorschein bringen. Die Natur ist in der Bildung ihrer Formen sehr häufig inkorrekt. Wir bemerken an den menschlichen Körpern, die wir in der Natur antreffen, Erhöhungen und Vertiefungen, Aus- und Einbiegungen, die in der wesentlichen Beschaffenheit und Bestimmung des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile, nicht nothwendig gegründet sind. Aber noch häufiger fehlt ihnen Formen die Schönheit, die durch diese sanften, wohl zusammenhängenden Umriffe, durch diese Angenehme Mündungen der Theile, durch diese dem Auge so wohlthuenden Wellenlinien, die die Oberfläche begränzen, und durch diese harmonischen Verbindungen der einzelnen schönen Theile zu einer schönen Form des Ganzen unsern Beifall, und unsere Bewunderung erhält. Es würde ein vergebliches Unternehmen seyn, die Erfordernisse zu richtigen und schönen Formen auseinander setzen,

und deutlich beschreiben zu wollen. Die Natur und die Antike müssen unsere Lehrerinnen werden, und diese rufen dem Liebhaber des Schönen zu: komm und siehe!

Wenn aber auch Schönheit der Gestalt das Haupterforderniß der menschlichen Schönheit bleibt; so kann uns doch dieselbe nur unter Marmor, und Gypsbildern für den Mangel eines schönen Kolorits schadlos halten; nicht aber in der wirklichen Welt, wo unser Auge sich am Anblicke des schönen Lebens weiden will. Ich will hier nicht von widernatürlichen Ausschlägen und Flecken der Haut reden, die die Karnation vieler Menschen verderben. Diese sind zufällige Fehler, die durch die Kunst des Arztes mehrertheils verbessert werden können. Es giebt eine häßliche und unangenehme Farbe des Gesichtes und der Haut, die keiner merklichen Verbesserung fähig ist, und für diese hält uns die schönste Gestalt nicht schadlos. Es giebt eine Kupferfarbe des Gesichtes, eine ohne merkliche Verschiedenheit der Linsen sich über das ganze Gesicht ausbreitende Röthe, ein häßliches eckelhaftes Gelb, eine widrige Schwärze, die wir nicht anders als mit Misfallen wahrnehmen könn-

nen. Dahin gehört auch jene Todesblässe, jene Entfärbung der Lippen, und das Erloschene der Augen, was von einem hohen Grade der Entnervung und der innerlichen Zerrüttung des Körpers zeugt; denn nur die Farbe der Gesundheit ist schön. Wangen, auf denen Rosen blühen, deren herrliches Inskarnat durch allmähliche Abstufungen, und durch verschiedene Tinten sich ins Weiße verliert, Lippen die in Purpur getaucht sind, und Augen aus denen sanfteres oder lebhafteres Feuer blizt, sie mögen übrigens blau oder schwarz seyn; schwarze braune oder blonde Locken, die um einen weissen Hals herspielen, — werden nie aufhören ein Gegenstand des Wohlgefallens und des Vergnügens zu seyn. Ausschliessende Geschmacksurtheile sind indessen auch hier des Kenners unwürdig. Es kann in verschieden schönen Gesichtern die größte Verschiedenheit des Teints statt finden, und dabei doch jedes durch ein angenehmes harmonisches Farbenspiel entzücken. Man kann bei blonden Haaren eben so wohl als bei schwarzen und braunen das Lob der Schönheit verdienen. Und im Wettstreite des schwarzen und des blauen Auges, dürfte das eine vielleicht eben

so oft, als das andere, den Preis der Schönheit davon tragen.

Zur Berichtigung und Verfeinerung unseres Geschmacks in Ansehung dieses Erfordernisses zur menschlichen Schönheit, dient das Studium der schönen Natur, die im Kolorit überhaupt, und in der Karnation ins besondere, unübertreffbar, ja unerreichbar ist. Das Studium der Malerei und die Betrachtung der Werke großer Koloristen, die sich durch Darstellung des schönen Nackenden berühmt gemacht haben, mag damit verbunden werden.

Wäre der Mensch bloß, oder doch hauptsächlich Körper: so würden Schönheit der Gestalt und des Kolorits den Begriff von menschlicher Schönheit erschöpfen, und uns beim Anblicke desselben nichts weiter zu wünschen übrig lassen. Aber der Mensch ist seinem edleren Theile nach über die Sinnenwelt erhaben. In seinem Körper lebt und wirkt ein empfindendes, denkendes, freier Entschließungen fähiges, zur Erkenntniß der Wahrheit, und zur sittlichen Vollkommenheit bestimmtes Wesen. Und dieses uns unbegreifliche Wesen, welches wir die Seele des Menschen nennen, ist es, was

uns mehr, als der Körper interessirt. Der Körper wird uns erst alsdann recht interessant, wenn wir ihn als den Spiegel betrachten, worinnen uns die Seele sichtbar erscheint. Jene physische Schönheit, die uns bloß durch Gestalt und Farbe ergötzt, genügt uns nun nicht mehr. Wir wollen mehr als sie, wir wollen humane Schönheit, wir wollen den schönen Ausdruck eines verständigen Geistes und eines edlen Herzens bei dem schönen Menschen antreffen. Unsere Forderung ist gerecht; der Mensch muß menschlich schön seyn. Verstand und Herzengüte söhnen uns leicht mit dem Anblicke eines höchst fehlerhaften Menschenkörpers aus, und die schöne Seele bedarf nicht nothwendig einer schönen Hülle, um ein Gegenstand unseres innigsten Wohlgefallens zu seyn. Aber die vollkommenste Menschengestalt, die in Absicht auf Form und Farbe untadelhaft wäre, würde aufhören, ein Gegenstand unseres Vergnügens zu seyn, so bald Dummheit, Charakterlosigkeit und Bosheit sich in derselben spiegeln. „Häßlichkeit soll man daher, wie Kant sagt, „seinem Gesichte vorrücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Aus-

„druck eines durch Laster verdorbenen Ges
 „müthes, oder auch einen natürlichen, aber
 „unglücklichen Hang dazu verräth?“ Und
 so kann auch kein Gesicht das Lob der Schöns
 heit verdienen, wäre es auch übrigens noch
 so regelmäßig gebaut, das von keinen intel
 lektuellen und moralischen Vollkommenheiten
 zeugt, und welches uns in keine schöne See
 le blicken läßt.

Sokrates pflegte zu sagen: ein schöner
 Körper läßt hoffen, daß sich auch eine schö
 ne Seele in demselben befinden werde. Er
 beschäftigte sich daher am liebsten mit jun
 gen wohlgebildeten Leuten. Sokrates sahe
 dabei gewiß nicht bloß auf jene physische
 Schönheit, die sich nur in Gestalt und Far
 be zeigt; — denn diese kann, wie die Er
 fahrung lehrt, sehr wohl mit der verwor
 rensten Gemüthsart bestehen; sondern er
 sah gewiß auch zugleich auf humane Schöns
 heit, auf Schönheit des Ausdrucks. Dies
 ses vorausgesetzt, wird der Ausspruch des
 Weisen ewig wahr bleiben. Der Mensch,
 der die schönsten Anlagen besitzt, kann ein
 Nichtswürdiger werden; aber wird er auch
 auf dem Wege des Lasters große Fortschrit
 te machen, wird er ein Sklave dieser oder

jener unedlen Leidenschaft werden, wird er in der Befriedigung derselben eine Fertigkeit erlangen, ohne daß Sittenlosigkeit seine Gesichtszüge ändert, und sich in seinem ganzen Wesen zu erkennen giebt? Der Ausdruck einer schönen Seele verschwindet, wo keine schöne Seele mehr vorhanden ist. Im Gegentheil kann Vervollkommnung des Geistes und des Herzens nicht lange ohne Einfluß auf die Gesichtszüge und auf die äussere Gestalt des Menschen bleiben, und muß nothwendig auf Schönheit vortheilhaft wirken.

Die Schönheit erscheint gewöhnlich im Geleite von zwei liebenden himmlischen Wesen, die, so unähnlich sie einander auch seyn mögen, sich doch gerne traulich die Hand bieten, um der Schönheit den Sieg über die Herzen der Menschen zu erleichtern, und ihr die Achtung und Liebe derselben zu verschaffen — im Geleite der Anmuth und der Würde.

Es sey mir erlaubt, das Wort Anmuth hier in der nämlichen Bedeutung zu nehmen, in welcher man das Wort Grazie zu gebrauchen pflegt. Die drei Grazien erscheinen in den Dichtungen der Alten als drei holde Schwestern, deren eigentliches Ges

schäft es ist, sanfte wohlwollende Empfindungen zu wecken. Sie fesseln Herzen an Herzen, und ertheilen die köstliche Gabe einnehmend zu seyn. Wir werden also unter der Grazie, oder unter der Anmuth in der weitesten Bedeutung des Wortes nichts anders zu verstehen haben, als dasjenige, was auf unser Herz angenehm wirkt, was uns für diejenige Person, die es besitzt, einnimmt, was uns ein süßes Verlangen nach einer zärtlichen Gemeinschaft mit derselben einflößt. Diese Grazie ist etwas von der Schönheit durchaus verschiedenes. Es giebt schöne Menschen, deren Anschauen ästhetischen Genuß gewährt, und die gleichwohl keinen merklichen Eindruck auf unser Herz machen. Im Gegentheil giebt es Menschen, die auf das Lob der Schönheit keinen Anspruch machen können, denen aber die Grazie den Mangel der Schönheit in einem hohen Grade ersetzt. Es ist in ihrem Wesen, in ihrem Mienenspielen, in ihren Gebärden, in ihrem Gange, in ihrer Sprache, in allem ihrem Thun etwas so unaussprechlich angenehmes, einnehmendes, anziehendes, Herz eroberndes, daß man es leicht vergißt, wie mangelhaft ihre

Gestalt sey, und sich durch einen sanften sympathetischen Zug zu ihnen hingezogen fühlt. Darf ich sagen, was ich mir unter dieser Grazie denke? Sie scheint mir nichts als der natürliche, zwanglose harmonische Ausdruck einer liebenswürdigen Seele in allen Aeußerungen ihres Lebens zu seyn. Eine Seele, voll heiliger Unschuld und seligen Friedens; eine Seele, die alles Wahre, Gute und Schöne mit Innigkeit verehret und liebt; eine Seele, deren Neigungen sich willig an die Forderungen des Sittengesetzes anschmiegen; eine Seele endlich, die von sanften wohlwollenden Empfindungen überströmt; und die keine größere Seligkeit zu kennen scheint, als die zu lieben und wieder geliebt zu werden: eine solche Seele erobert durch Seelenschönheit der sanfteren Art unser Herz, wo wir sie wahrnehmen. Ihre Erscheinung in allen Aeußerungen des Lebens ist: Anmuth, auf einer höheren Stufe: Liebreiz, auf der höchsten: himmlische Holdseligkeit. Diese ächte Grazie ist unendlich verschieden von jener Aßtergrazie die nur reizt, nur niedrige Begierden entzündet. Sie ist rein und keusch, wie die himmlische Liebe. Sie

ist außerdem das gerade Widerspiel von allem Steifen, Gezwungenen, Affektirten, Strengen, Rauhen und Disharmonischen. Sie ist für den Liebe bedürftenden Menschen eine der köstlichsten Gaben des Himmels. Dem einen wird sie im Schlafe zu Theil. Die Grazien standen an seiner Wiege und weiheten ihn zu ihrem Lieblinge. Von dem andern muß sie mühsam errungen werden. Die Grazien lächeln ihm nicht, bis er sie durch Opfer sich geneigt macht. Alles was die Seele versanftert, und den Körper und alle Glieder desselben geschmeidiger, und zu einer zwanglosen Bewegung geschickter macht, ist Mittel sich ihre Huld zu erwerben. Sie umschwebt ihre Lieblinge auf jeglichen Pfade, den sie wandeln, und verschönert alle, auch ihre geringfügigsten, Verrichtungen. In ihrem Arme schlummern sie; denn auch die Stellung und Lage, und das leise sich regende Leben des Schlafenden kann anmuthig und reizend seyn. Sie verläßt selbst ihren entseelten Liebling nicht, bis die grausse Verwesung sie verschleuchet; denn das Andenken seines lieblichen Lebens, schwebt noch über seinen geschlossenen Augenliedern, über

seinen entfärbten Lippen, und über seinen blassen gefalteten Händen.

Sehr verschieden von dieser Anmuth ist die Würde. Auch diese geht nicht allemal nothwendig der Schönheit zur Seite. Es giebt Menschen, die sehr schön sind, ohne daß ihr Anblick uns jene ernsteren Empfindungen einflößt, die wir Achtung, in einem höheren Grade: Hochachtung, im höchsten Grade: Ehrfurcht, zu nennen pflegen; während, daß wir bei dem Anblicke anderer Menschen, die niemand schön nennt, uns dieser Empfindungen nicht erwehren können. Und was ist es, was diese Empfindungen erzeugt? Es ist das Edle, das Große das Erhabene, das Furchtbare Erhabene, was von einer achtungswürdigen Seele zeugt, die im vollen Gottesglanze der höheren Seelenschönheit strahlt. Eine Seele, die mit einem aufgeklärten, tiefblickenden Verstande, eine unbestechliche Liebe für Wahrheit Rechtschaffenheit und Tugend verbindet; eine Seele, die durch die Stärke der Vernunft die sinnlichen Neigungen bändigt, und in der Untertwürfigkeit erhält; eine Seele, die Muth und Kraft in sich fühlt, für Recht und

Pflicht alles zu dulden und alles zu wagen: eine solche Seele spiegelt sich auch in Blick und Mienen, in der Haltung des Körpers, im Gange und in allen übrigen Bewegungen der Glieder, in allen Reden und Handlungen; kurz, in allen Aeussierungen ihres Lebens. Dies ist die wahre Würde, die von der Asterwürde, die der Stolz erkünstelt, leicht unterschieden wird. Sie ist das Widerspiel von allem Gemeinen und Niedrigen. Es ist wahr, es giebt eine gewisse Erhabenheit, die bloß der Materie eigen zu seyn scheint. Aber wenn wir die große, erhabene, wohl gar furchtbar erhabene Gestalt sorgfältiger beschaut, und keine Spur von Geistesgröße und Seelenstärke an ihr entdeckt haben; so kommt uns ein solcher Mensch wie eine Travestie vor, wo die geringfügigsten Ideen in den erhabensten Ausdrücken vorgetragen werden. Ich habe einen Jüngling gesehen, dessen acht Schuh hohe Gestalt an den Apoll im Belvedere erinnerte. Aber die Spuren von Armuth und Kraftlosigkeit des Geistes äusserten sich in seiner Physiognomie und in seinem ganzen Wesen so unverkennbar, daß ich ihn ohne die leiseste Empfindung von Achtung verließ.

Anmuth und Würde schliessen sich einander nicht aus; aber sie schränken einander ein. Der höchste Grad von Anmuth kann freilich nicht mit dem höchsten Grade von Würde, der höchste Grad von Würde kann freilich nicht mit dem höchsten Grade von Anmuth bestehen. Aber das Edle verträgt sich sehr gut mit jedem Grade der Anmuth, und scheint davon fast unzertrennlich zu seyn. Und selbst das Furchtbare habene muß durch Anmuth gemildert werden, wenn es uns nicht allzusehr zurückschrecken soll.

Die menschliche Schönheit, die wir bisher in ihrer möglichsten Vollkommenheit betrachtet haben, erscheint sehr verschieden, je nachdem das Geschlecht, das Alter und die Lebensart der Menschen verschieden ist. Das Charakteristische des Geschlechts des Alters und der Lebensart darf da durchaus nicht fehlen, wo wir der Schönheit huldigen sollen. Bei einem Kinde finden ganz andere Verhältnisse statt, als beim erwachsenen Menschen; indem der obere Theil seines Körpers weit länger, als seine Schenkel und Beine ist. An seinem zarten Körper sind die Muskeln noch kaum

angedeutet. Das Antheil der Kindheit ist jene Anmuth, die versorgende Liebe erweckt, deren das schwache hülflose Geschöpf so sehr bedarf. Doch können auch Vorzeichen der künftigen Würde aus seiner Physiognomie hervorleuchten. Dieses Charakteristische der Kindheit darf keinem Kinde fehlen, das für schön erkannt werden soll. Ein Kind, welches einen erwachsenen Menschen en miniature vorstellte, könnte unmöglich gefallen, wenn seine Gestalt übrigens auch noch so vollkommen wäre. — Die männliche Schönheit ist Schönheit mit Stärke vereinigt. Der Mann ist zu höheren und kühneren Unternehmungen geboren. Er bedarf daher eines festeren Körperbaues, stärkerer Gliedmaßen, und kraftvollerer Muskeln. Weibische Zartheit erweckt daher Widerwillen, wenn wir sie beim Manne wahrnehmen. Dem schönen Manne geht deshalb auch lieber die Würde als die Anmuth zur Seite, obgleich auch diese ihm ihre Gunst nicht versagt. Die weibliche Schönheit ist Schönheit mit Zartheit verbunden. Eine weichere Haut, zartere Glieder, eine schmalere flachere Brust, breitere Hüften und Schenkel, sanftere Ründungen der Theile,

weicher angedeutete Muskeln, verkünden das Weib, verkünden zugleich seine Bestimmung zum stillen häuslichen Leben. Ein Frauenzimmer als Mann gestaltet, kann nie gefallen, wenn sie auch verkleidet den schönsten Mann vorstellen könnte, so lange sie als Frauenzimmer erscheint. Mit weiblicher Schönheit vereinigt sich am willigsten auch die höhere Anmuth, die wir Liebreiz nennen; sie darf aber deshalb nicht auf Würde Verzicht thun. Im schönen Greise erblicken wir die allmählig hinwelfende Schönheit. Die jugendliche Karnation ist verschwunden, die Fülle der Kraft froßt nicht mehr in seinen Muskeln, die Zeit hat seine Haare gebleicht. Aber auch in diesem allmählichen Hinwelfen, welches das Charakteristische des höheren Alters ist, hört die Schönheit nicht auf zu gefallen. Die Grazie verläßt auch den Greisen nicht ganz, aber die Würde ist seine traueste Begleiterinn. Ein Herkules erscheint in den Werken der Kunst ganz anders, als ein Adonis, und zwischen einem schönen Fürsten, und einem schönen Schäfer wird immer ein merklicher Unterschied statt haben müssen, wenn

die Gestalt des Menschen nicht mit seiner Lebensart und Bestimmung in einem unerträglichen Widerspruche stehen soll.



Prometheus und der Künstler.

Prometheus.

Was machst du da?

Der Künstler.

Ich bilde aus Thon. — Du lächelst?
Sieht diese Gestalt nicht einem Menschen
ähnlich?

Prometheus.

O ja, einem Menschen, wie sie hierun-
ten herumkriechen.

Der Künstler.

Kann ich anders, wenn mir die Natur
nichts besseres zeigt?

Prometheus.

Du mußt es in dir selbst suchen, dafür
bist du Künstler. Dein Werk ist dein Idol.
Die Natur darf keines haben. Sie wirft

ihre Produkte aus der Hand, unbekümmert um ihr Schicksal, wenn nur die Gattung nicht untergeht. Was du schaffst, dahinein muß du dein besseres selbst legen, und zwar gereinigt von den Schlacken der Erde, veredelt durch das Feuer einer himmlischen Begeisterung. Es muß das Ziel zeigen, zu welchem dein ganzes Geschlecht sich erheben könnte, wenn ihm die Flügel nicht gebunden wären. Ist aber, was du hervorbringst, Wein von deinem Wein, Fleisch von deinem Fleisch, Bild nach deinem Bilde: dann wirst du besser thun, Köpfe zu machen, als Menschengesichter. Wenn deine Zeitgenossen sich am Anschauen des Gemeinen begnügen, so dürfen sie ja nur sich selbst in ihren Spiegeln begucken.

Der Künstler.

Nicht jedem ist es vergönnt, in den Himmel zu steigen. —

Prometheus.

Und dort sein Ohranlämpchen anzuzünden — willst du sagen. Wahr, in den Himmel steigt niemand, und ich selbst war nicht dort, obgleich die Poeten allerlei Ges

schichten von meiner Reise dahin zu erzählen wissen. Das Ideal einer bessern Menschheit ist keine leere Einbildung. Jeder Mensch, der weiß, warum er aufrecht geht, kann es in sich selbst finden. Aber dieses reine ätherische Leben zu verkörpern, nur das in seine menschlichen Formen zu legen, was der Preis einer mühsamen Vollendung ist, ohne das es sichtbar werde, wie sauer dem Sieger seine Krone geworden sey — dies ist die schwere Aufgabe für die wahre Kunst. Sie knüpft das Sichtbare an das Unsichtbare, giebt dem Todten Leben, und dem Gemeinen Würde.

Der Künstler.

Portraite, wenn sie getreu sind, haben auch ihren Nutzen.

Prometheus.

Ueberlaß diese dem Prediger, und sey du — Schöpfer oder Töpfer; um doch auch ein Wortspiel zu machen.

Der Künstler.

Ideale wirken Kälte.

Prometheus.

Unter Eis, und Schneemenschen. Aber was kümmert dich dein Jahrhundert? Wer mit der Zeit geht, der kriecht, und du sollst — fliegen. Und wie leicht geschieht's, daß der Strahl, der von einem Meisterwerke ausgeht, den Nebel zertheilt, in welchem die Menschen herumtappen. Das Feuer kann lange verborgen unter der Asche glimmen — ein Hauch wecket es zur Flamme.

Der Künstler.

Du magst Recht haben. Aber Fleischer und Krämer nehmen keine Wechsel auf die Posterität an; die Menschheit spendet kein Brod aus, ich muß es beim Bäcker hohlen.

Prometheus.

Wie, du wolltest vom Baume der Götter pflücken, und besizest nicht Muth genug, ein Paradies aufs Spiel zu setzen? Du mögtest gerne dem Dienste der Wahrheit dich weihen, wenn man nicht dabei baarfuß über Dornen gehen müßte; mögtest gern einen Platz unter Dämonen einnehmen, wenn dir zugleich

ein Stuhl in einer Akademie bliebe? Auf
eines mußt du Verzicht thun: bist du ein Freund
von Lorbeern um's Haupt und — an den
Brühen; so ist dir mein Rath wenig nütze.
Bleib, was du bist und laß dich, um nicht
mit fahlem Haupte da zu stehen, gegen die
Gebühr von ein und dreißig Gulden, sechs
und zwanzig Kreuzer zum Dichter oder Trom-
peter des heil. römischen Reichs krönen.

S c h r e i b e r.